

Problembär „Bruno“ ist nicht mehr. Zwei Wölfe wurden bisher illegal geschossen und Luchse greifen im Harz Hunde an. Die einen lehnen Großraubwild in Deutschland komplett ab, die anderen wollen es um jeden Preis. Wie soll es weitergehen? Dr. Rolf D. Baldus, Präsident der Kommission „Tropenwild“ des Internationalen Rates zur Erhaltung des Wildes und der Jagd (CIC), sieht das ganz pragmatisch.



GROSSRAUBWILD IN DEUTSCHLAND

Was tun mit Luchs, Wolf und Bär?



FOTOS: MICHAEL BREUER, JURGEN BORRIS, JAN VEBER, MONTAGE: DAGMAR SEGEL



**Kopfstärke
Rudel bildet
er deutschlandweit
nicht, aber dennoch:
Isegrim ...**

Großraubwild kommt heute nicht nur in den Schluchten des Balkans, den Einöden Sibiriens oder den afrikanischen Steppen vor. Es ist inzwischen mitten unter uns. Wieder unter uns, muss man wohl sagen, denn einst wurde es ja ausgerottet. Noch vor 40 Jahren wusste Prinz Ernst Heinrich v. Sachsen in seinen jagdlichen Erinnerungen „Mein Jagdbuch“ zu sagen, dass der Fuchs das einzige bei uns lebende größere Raubtier sei, seitdem Bär, Wolf und Luchs „der Kultur weichen mussten“.

Auf leisen Sohlen sind in Deutschland zuerst der eurasische Luchs (*Lynx lynx*), dann der Wolf (*Canis lupus*) und nunmehr auch zumindest mit einem Exemplar der Braunbär (*Ursus arctos*) zurückgekehrt. Den naturräum-

lichen Bedingungen in Deutschland entsprechend, geschah dies nicht in großer Anzahl, aber wo das Wild vorkommt, macht es sich überaus bemerkbar und bewegt vor Ort die Gemüter. Vier Rudel der Familie Isegrim leben in Sachsen und Brandenburg, Meister Petz tappt durch den deutschsprachigen Alpenraum und Pinselohr ist inzwischen ein fester Bewohner einiger bewaldeter Mittelgebirge – vor allem Harz und Pfalz – geworden.

Nicht überall wurde die Rückkehr allein durch die gestaltende Hand der Natur geleitet. Sie war sowohl beim Luchs in Deutschland als auch beim Bär in Österreich das Ergebnis von Auswilderungen, manchmal wissenschaftlich geplant und politisch – mehr oder weniger – mit den Anrainern vereinbart, mancherorts auch illegal und von übereifrigen Naturliebhabern veranlasst.

Das Verhältnis zwischen Menschen und Raubtieren ist seit den Anfängen ihrer gemeinsamen Geschichte komplex und konfliktbeladen. Beide sind Konkurrenten. Raubwild kommt dem Menschen ins Gehege. Im Extremfall ist das Ergebnis fatal – in den meisten Fällen zieht das Tier den Kürzeren.

Manchmal ist aber eben auch der Mensch auf der Verliererseite. Auch heute fallen beispielsweise in Afrika noch jedes Jahr viele Menschen Reißzähnen oder Klauen zum Opfer. Ich habe selbst einen Fall dokumentiert, bei dem ein einziger Löwe 34 Menschen getötet und gefressen und weitere schwer verletzt hat (http://wildlife-baldus.com/download/nr_41.pdf).

Dieser gruselige Fall war zwar extrem, und in der Literatur ist meines Wissens keiner mit mehr Menschenopfern durch ein einziges Tier dokumentiert. Aber es ist keineswegs ein Einzelfall. Ich schätze, dass allein in Tansania jedes Jahr mehr als hundert Menschen Großraubwild zum Opfer fallen. Auch in Afrika verliert das Wild auf Dauer diese Auseinandersetzung. Es wird einfach mit Gift, Drahtschlingen, Vorderladern und Flinten ausgerottet. Deshalb muss rechtzeitig mit einer geeigneten Managementstrategie eingegriffen werden.

Zu einem erfolgreichen Management von Großwild gehören auch jagdliche Eingriffe, das zeigen die praktischen Erfahrungen aus aller Welt. Problemtiere, die sich auf Vieh spezialisiert haben oder Menschen gegenüber aggressiv sind, müssen geschossen werden, und eine geregelte Bejagung kann die Bestände auf ein biologisch und gesellschaftlich akzeptables Maß ausdünnen und auf diesem Niveau halten.

Sobald Jagd nachhaltig ist, sollte sie auch im Sinne einer normalen Nutzung ausgeübt werden, denn grundsätzlich besteht zwischen der Jagd auf Rehe oder Luchse und auf Bären oder Wildschweine erst einmal kein Unterschied – es sei denn, im Hinblick auf die Höhe der verträglichen Nutzungsquoten und die Art und Weise einer möglichst unschädlichen Bejagung.

Auch die Jagd auf Großraubwild ist eine legitime Form der Landnutzung. Bei einer geregelten Bewirtschaftung tolerieren die Landbesitzer das Großraubwild und verzichten damit auf Nutzungsalternativen. Wenn ihnen die Einnahmen aus der Bejagung auch zugute kommen, erhöht dies ihre Toleranz gegenüber den potenziell schädlichen und gefährlichen Räubern. Vor allem in ärmeren Ländern können solche Überlegungen entscheidend für das Überleben des Raubwildes sein. Einnahmen können auch zur Kompensation von Schäden dienen. Das Recht auf eine Bejagung erhöht auch die Toleranz der Jägerschaft.

Es ist weder akzeptabel, noch auf Dauer erfolgversprechend, wenn die Politik unter Berufung auf die naturferne städtische Mehrheit einfach den Vollschutz dekretiert. Dass das simple Überstülpen der Käseglocke „Totalschutz“ allein das

hat örtlich, so wird berichtet (siehe WuH 14/07) bereits natürliche Dichten überschritten. Offensichtlich finden Jungluchse keine geeigneten Gebiete, in die sie abwandern könnten. In solchen Fällen muss man – neben anderen Verfahren der Bestandsregulierung (z. B. Fangen und Auswilderung an geeigneten und gesellschaftlich akzeptierten Standorten) langfristig auch eine Bejagung ins Auge fassen.

Dass es anderswo in Deutschland keine Luchse gibt, kann nicht als Argument gegen die Regulierung beziehungsweise Nutzung lokal vorhandener hoher Luchsdichten herhalten. Damit provoziert man zwar einen Aufschrei der Vertreter der reinen Naturschutzlehre, und die Politik wird derzeit kaum den Mut finden, entsprechende Entscheidungen zu treffen. Für

mat zu geben und seine Koexistenz mit dem Menschen sicher zu stellen.

Das Konfliktpotenzial wurde deutlich beim staatlichen Abschuss des aus einer Zucht abstammenden Problembären „Bruno“ und den auch von der Jägerschaft verurteilten illegalen Abschüssen zweier Wölfe in der Rochauer Heide am Rande des Spreewaldes und in Niedersachsen.

Aus all den genannten Gründen hat der Internationale Rat zur Erhaltung des Wildes und der Jagd (CIC) anlässlich seiner diesjährigen Generalversammlung in Belgrad ein Symposium zur „Koexistenz von Großraubtier und Mensch“ veranstaltet, an dem über hundert Wissenschaftler, Praktiker und Jäger aus aller Welt teilnahmen. Für Deutschland waren vor allem die praktischen Erfahrungen aus europäischen Ländern mit großen Raubwildvorkommen von Bedeutung.



FOTO: MICHAEL BREUER

... hinterlässt seine Spuren. Konflikte sind programmiert, wenn es nicht gelingt, einen Konsens zwischen allen betroffenen Bevölkerungsgruppen herbeizuführen.

Problem nicht löst, zeigt das Beispiel Kenia. Hier sind die Löwen – wie alles Wild – seit dreißig Jahren völlig geschützt und werden dennoch, oder vielleicht gerade deswegen, ausgerottet, neuerdings selbst in den Nationalparks.

Auch in Deutschland kann dieser Konflikt an Bedeutung gewinnen, obgleich die Großwildzahlen insgesamt noch gering sind. Das Luchsvorkommen

die auch von der Jägerschaft gewünschte langfristige Existenz von Großraubwild ist die mögliche Bejagbarkeit aber eine wichtige Voraussetzung, sobald sie nachhaltig ist. Die frühzeitige Konfliktvermeidung und -minderung wird nämlich darüber entscheiden, ob wir in einer dicht besiedelten Kultur- und Industrielandschaft in der Lage sein werden, dem Großraubwild eine Hei-

Überall brauchen die Top-Prädatoren große Gebiete mit zusammenhängenden Lebensräumen, und so befinden sich die meisten Populationen außerhalb der eigentlichen, oft sehr kleinen offiziellen Schutzgebiete. In der Roten Liste der IUCN wird ihr Status folgendermaßen beschrieben: Die Bestände von Braunbär, Wolf und eurasischem Luchs gelten als stabil, der Vielfraß ist gefährdet und im



Luchsmeldungen aus vielen Mittelgebirgsrevieren häufen sich. Rehwild gehört zur häufigen Beute von Pinselohr.

Zahlenmäßig wird der Bär in Deutschland wohl nie ein Problem. Mit Problembären hingegen wird man lernen müssen, umzugehen.

Rückgang, der iberische Luchs ist als „kritisch gefährdet“ eingestuft. Die meisten Populationen (bis zu 90 Prozent) sind grenzüberschreitend, deshalb ist die internationale Zusammenarbeit für die Sicherung der Zukunft dieser Arten von hoher Bedeutung.

Anhand zahlreicher Beispiele – vor allem durch „Bruno“ im deutsch-österreichischen Grenzgebiet – wiesen die Referenten nach, dass die archaische Angst der Menschen vor Wolf, Bär und Luchs keineswegs ausgestorben ist, und dass diese Arten extrem widersprüchlich wahrgenommen werden.

Die Konflikte zwischen Mensch und Großraubtier entstehen meist durch eine konkurrierende Landnutzung mit einhergehender negativer Beeinflussung von Lebensräumen für Großraubwild. Die Begegnungen mit Menschen nehmen zu, und mehr Haustiere werden ge-




FOTOS: HARALD GRUNWALD

rissen. Auch die Konkurrenz mit den Jägern um das Schalenwild verschärft sich.

Wie eine Umfrage der Deutschen Wildtier Stiftung bestätigt, begrüßt zwar knapp die Hälfte der Bevölkerung die Rückkehr der Großraubtiere und fordert deren Schutz. Allerdings steigt die Akzeptanz mit der Entfernung zu den Vorkommen. Und im Vergleich der Zahlen vor und nach „Bruno“ sank die Akzeptanz. „Großraubtiere wünschen sich in unseren Breiten vor allem diejenigen zurück, die kaum jemals mit ihnen zusammentreffen werden – die urbane Bevölkerung“, sagte CIC-Präsident Dieter Schramm während des Symposiums.

Als zentrale Arbeitsthesen für die weitere Behandlung des Themas wurde festgehalten:

1. Jäger begrüßen das Vorkommen beziehungsweise die natürliche Zuwanderung von Großraubwild. Notwendig sind Management-Pläne für die einzelnen Wildarten.
2. Bei der Erstellung solcher Pläne sind die vor Ort unmittelbar Betroffenen, zum Beispiel Landwirte, Land- und Forsteigentümer, Jäger und die lokale Bevölkerung insgesamt zu beteiligen. Die Entscheidungsprozesse dürfen nicht von Interessengruppen dominiert werden, die gar nicht unmittelbar betroffen sind. In Afrika zum Beispiel ist es heute anerkannt, dass beim Naturschutz die Teilnahme der Bevölkerung vor Ort unabdingbar ist. Hier könnte Europa von Afrika lernen.
3. Schäden durch Großraubwild müssen durch geeignete Verfahren aus den öffentlichen Haushalten ersetzt werden. Dies ist wesentlich für die Akzeptanz vor Ort. Es geht nicht an, dass Naturschutzentscheidungen von der ganzen Gesellschaft getroffen werden, die Kosten aber einzelnen Gruppen aufgebürdet werden. Da die Schäden des Großraubwilds in keinem Verhältnis zum möglichen jagdlichen Ertrag stehen, kann man der Jägerschaft nicht zumuten, für die Regulierung allein aufzukommen.
4. Auch Großraubtiere sind keine „heiligen Kühe“, sondern eine natürliche Ressource, und sollten soweit wie möglich der nachhaltigen Nutzung und Bejagung unterliegen.

Behördenvertreter und Wissenschaftler waren sich auf der CIC-Konferenz einig, dass die Mitarbeit der Jäger an der Wildforschung unentbehrlich ist, weil sie häufiger als andere in den Jagdgründen unterwegs sind und ein wertvolles Bindeglied zur einheimischen Bevölkerung darstellen. Das Symposium gelangte zu folgender Schlussfolgerung: „Jagd ist die traditionelle und am weitesten verbreitete Methode, um die Zahl der Raubtiere unter Kontrolle zu halten. In vielen, aber nicht in allen Fällen ist die Jagd vereinbar mit der Artenerhaltung, vorausgesetzt, dass sie Teil eines Wildmanagement-Plans ist und alle Beteiligten die Zusammenhänge zwischen Populationsdynamik und Sozialstrukturen der einzelnen Tierarten berücksichtigen.“ 

ANZEIGE

1/2 Seite hoch

91 x 253